

Freistil

Wenn die Hose 49-mal klingelt

Von Jochen Schmid

In Zürich haben in der Nacht auf Samstag Dutzende von Partygästen ihr Handy vermisst. Als sie in der Maag Halle abtanzten, wurden immer mehr Menschen des Verlustes gewahr. Nun ging die gemeinsame Suche los. Ein App, das Mobiltelefone orten hilft, führte weiter. Der Dieb musste sich noch in der Nähe der Event-Location aufhalten. So war es. Ein eilends aufgestellter Suchtrupp traf einen 27-jährigen Rumänen ein paar Meter ausserhalb der Halle an und stellte ihn zur Rede. Wie sich ergab, trug er zwei Hosen übereinander, deren Enden miteinander vernäht waren. Als er sie auf Geheiss der herbeigerufenen Polizei herunterliess, kamen 49 Smartphones zum Vorschein, vor allem der Marken iPhone 5 und Samsung Galaxy S3. Die Polizisten breiteten sie auf dem Boden aus, da sollen sie wie irre geklingelt und vibriert haben. Es muss ein rechtes Spektakel gewesen sein. Unser liebster Verbrechertyp ist immer noch der Juwelendieb mit Krawatte. Er bewegt sich mit offenem Visier auf dem gesellschaftlichen Parkett und umgarnt seine Opfer, denen er Gold und Geschmeide zu entwenden trachtet, mit den Manieren eines Gentleman (siehe James Stewart in «Über den Dächern von Nizza», 1955). Moderne Diebesmaschen nehmen sich dagegen grob gestrickt aus. Auf den Festanlässen der Neuzeit wird nicht mehr Jagd auf schillernde Preziosen, sondern auf quäkende Handys gemacht. Die anonymen Diebe rucken und zucken sich auf düsteren Tanzflächen an ihre Opfer heran und rauben ihnen ihr wichtigstes Kommunikationsmittel. Und dann lassen sie das Diebesgut auch noch in eine zusammengeflickte Doppelhose purzeln. Das ist verbrechenskulturell kein guter Stil. Es ist auch selten dumm, dümmer als die Polizei erlaubt. Man muss sich nur einmal vorstellen, dass alle 49 Handys auf einmal im Hosenbein des Diebes klingeln und vibrieren. Das fällt doch sofort auf! Den Veitstanz, immerhin, würde man sich gerne mal auf Youtube angucken.

Nachrichten

Marcel Reich-Ranicki ist an Krebs erkrankt

Frankfurt. Der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki ist an Krebs erkrankt. Dies bestätigte der 92-Jährige am Montag. Es gehe ihm «nicht sehr gut», er habe aber keine Schmerzen, sagte Reich-Ranicki. Er wisse schon seit einiger Zeit von seiner Erkrankung, werde zu Hause betreut und müsse nicht ins Spital. Der 1920 in Polen geborene Autor und Kritiker wurde berühmt durch die Büchersendung «Das Literarische Quartett», die zwischen 1988 und 2001 mit grossem Erfolg im ZDF lief. 1999 erschien seine Autobiografie «Mein Leben», in der er auch über seine Zeit im Warschauer Getto berichtete. 2011 starb seine Frau, mit der er sieben Jahrzehnte zusammen war. Auch Reich-Ranicki selbst war in den letzten Jahren nicht mehr sehr gesund. Dennoch schrieb er weiter für die «Frankfurter Allgemeine Zeitung», deren Literaturredaktion er von 1973 bis 1988 geleitet hatte. SDA

Rotterdammer Polizei fasst Frau nach Kunstdiebstahl

Amsterdam. Im Zusammenhang mit dem spektakulären Kunstdiebstahl aus der Rotterdammer Kunsthalle hat die Polizei eine 19 Jahre alte Frau aus Rumänien festgenommen. Sie wird verdächtigt, die sieben gestohlenen Gemälde von Künstlern wie Picasso und Monet versteckt zu haben. Das teilte die Polizei am Montag in Rotterdam mit. Bereits zuvor wurden in Rumänien drei Männer gefasst. Von den Gemälden fehlt noch jede Spur. Im vergangenen Oktober waren Werke von Picasso, Matisse, Monet und Gauguin gestohlen worden. SDA

Zwei für eins

Tobias Madison pfeift in der Kunsthalle Zürich auf die Konventionen des Kunstbetriebs

Von Daniel Morgenthaler, Zürich

Eine richtige Besprechung der Schau ist erst jetzt möglich. Erst jetzt, rund einen Monat nach der Eröffnung der Einzelausstellung von Tobias Madison, dem Erfolgskünstler mit Jahrgang 1985 aus Basel, in der Kunsthalle Zürich. Das liegt aber etwa nicht daran, dass in der Ausstellung unzählige Videos zu sehen wären, für die es Tage braucht, bis man sie mit roten Augen durchgesehen hat. (Obwohl... aber dazu später.) Oder dass besonders viel Text zu lesen wäre in diesen Arbeiten.

Der Grund, weshalb man die Ausstellung mit dem seltsamen Titel «NO; NO; ... H» erst jetzt richtig anschauen kann, ist folgender: Madison hat sich nicht an die Gepflogenheiten des Kunstbetriebs gehalten, die wollen, dass man eine Ausstellung, sobald sie eröffnet ist, so belässt – als ob sie eingefroren wäre. Sondern hat soeben zu einer zweiten Vernissage eingeladen.

Pseudoasiatische Papierkugeln

Natürlich war man gespannt, was das nun wieder soll – und ging bereits zum zweiten Mal hin. (Ansonsten sind beim übervollen Ausstellungskalender solche Doppelbesichtigungen natürlich ein absolutes No-Go.) Die Schau ist zwar durchaus wiederzuerkennen. Madison hat sie aber ein wenig umgestellt und um einige Werke ergänzt.

Zum Beispiel hat er Lampen in den Ausstellungsraum gehängt, die an die pseudoasiatischen Papierkugeln erinnern, die jede und jeder einmal in seinem Schlafzimmer hängen hatte. Der Künstler hat sie allerdings selbst gebaut, aus gebrauchten Papiertüchern, wie man sie auf jeder Herrentoilette findet (in Damentoiletten vermutlich auch).

Lampen, zusammengehalten von getrocknetem Rotz und abgewisstem Handschweiss also? Ja, warum nicht: Schliesslich erfüllen die Leuchten so einen ähnlichen Zweck wie ein hier ebenfalls sicht- und betretbarer Raumgrundriss aus Armierungseisen. Sie verweisen auf die anderen Lokalitäten, in denen diese Ausstellung ebenfalls noch stattfindet. Auf die Longstreet-Bar an der berühmten Zürcher Langstrasse, wohin Madison und seine vielen Mitstreiter während der Ausstellung zu zahlreichen Clubnächten laden – und auf den Toiletten Papiertücher verschneuzen, die dann wieder zu Lampen werden.

Oder auf AP News, einen Raum in der Nähe der Zürcher Löwenbräu-Gebäudes (in das auch die Kunsthalle integriert ist), wo Madison und zahlreiche gleiche und wieder andere Mitstreiter regelmässig vergessene japanische Filme zeigen. (Also doch noch Filme.) Die Kunsthalle funktioniert dabei fast nur als Referenz auf ebendiese anderen Räume – neu ist, via einer dreiteiligen Videoarbeit, noch ein Link zum Carne-

gie Museum of Art in Pittsburgh, wo Madison einen Video-Workshop mit Kindern durchführte – oder verweist auf sich selbst: Im einen Saal hat Tobias Madison vor der Eröffnung Helikopterli mit Kameras dran fliegen lassen und zeigt nun die daraus resultierenden Filme, die vor allem die Raumbeleuchtung zeigen, wieder riesig projiziert im selben Raum.

Dem Hedonismus frönen

Madison selbst nennt die Fliegerli «Drohnen». Aber dass er damit auf die aktuell heftig geführte Diskussion um die moralischen Implikationen unbemannter und dennoch tödlicher militärischer Flugmaschinen abzielt, muss bezweifelt werden. Statt solchen politischen Implikationen nachzutruern, rennt Madison lieber mit amerikanischen Kindern, mit einer Kopfkamera bewehrt, im Pittsburgher Museum umher. Oder macht in der Longstreet-Bar Party bis 6 Uhr morgens, um dann – nach eigenen Angaben – noch das Hallenbad im Zürcher Stadtzentrum aufzusuchen.

Wenn es schon keine anderen «-ismen» – Realismen, Naturalismen, Konstruktivismen – mehr gibt, frönen wir wenigstens einem Hedonismus, wird sich Madison denken. Das ist zwar nicht neu: Künstlerinnen und Künstler haben schon seit Langem eine hedonistische Ader. Man denke zum Beispiel

nur 100 Jahre zurück, als Gustav Klimt seine weiblichen Modelle alles andere als nur malte. Und Partys gehören zum Kunstbetrieb auch heute noch unabdingbar dazu. So offen – und für alle zugänglich! – wie bei Madison werden sie aber sonst kaum je veranstaltet.

Besuch des Hallenbads

Und die jugendliche Nonchalance verfehlt auch in der Kunsthalle – die eben nur noch eine von vielen Stationen der Schau darstellt – ihre Wirkung nicht: Die von derselben Institution organisierte Ausstellung des ebenfalls jungen israelischen Künstlers Uri Aran ein Stockwerk tiefer sieht gegen die Madison-Show sofort unglaublich altmodisch aus.

Vielleicht wäre für die richtige Besprechung von Tobias Madisons Einzelausstellung also doch noch der frühmorgendliche Besuch des Hallenbads nach einer Freinacht nötig, gefolgt von einer Überdosis japanischer Filme? Oder vielleicht ist die richtige Besprechung gar nicht möglich, weil es sich bei dieser Schau auch nicht um eine richtige Ausstellung handelt? Die Lösung liegt eigentlich auf der Hand: Wie Madison, der soeben eine zweite Ausstellungsversion eröffnet hat, machen wir einfach eine zweite Besprechung, sobald wir neue Ideen haben. Irgendwann, wenn wir gerade Lust haben.

Kunsthalle Zürich, bis 24. März. www.kunsthallezurich.ch



Zusammengehalten von getrocknetem Rotz. Tobias Madison zeigt Filme aus Japan und Lampen aus gebrauchten Papiertüchern. © Foto Stefan Altenburger

Der Löwe vermeidet den Re d'Italia

Nello Santi gastierte mit dem Orchestra della Svizzera italiana im Basler Stadtcasino

Von Verena Naegele

Basel. Es war ein seltsam-bemerkenswertes «italienisches» Konzert, das die AMG am Samstag präsentierte. Der Auftritt des fast totesagten Orchestra della Svizzera italiana unter dem Dirigenten Nello Santi (einst Chef des Radio-Sinfonieorchesters Basel) brachte Ouvertüren und Intermezzi aus italienischen Opern. Ist es schon ein Kunststück, einen italienischen «Opernabend» ohne Sängerinnen und Sänger zu bestreiten, so grenzt es an ein Wunder, dabei just auf den Grössten, auf Giuseppe Verdi, zu verzichten. Der alte Dirigierlöwe Nello Santi war wackligen Schrittes angetreten, um den «Re d'Italia» im Verdi-Jahr zu vermeiden.

Zäh war das Ringen um das Radioorchester aus Lugano, dem aus Sparzwängen 2009 durch die Radiotelevisione Svizzera die Subvention halbiert wurde. Mit vereinten Kräften gelang es, den Klangkörper zu retten, und dass dies seine Berechtigung hat, bewies das Orchester in Basel eindrücklich. Herausstechend der weiche Klang des Ensembles und die virtuose Kraft der Klarinetten Corrado Giuffredi und Paolo Beltramini, die als Solisten auftraten.

Es war ein munter dahinfließendes Programm, das Santi präsentierte, gut aufeinander abgestimmt durch das Abwechseln von Ouvertüren und Intermezzi, von vollmundig Aufrüttelndem und fein Verinnerlichtem. Die Namen

der Komponisten waren mit Mascagni, Wolf-Ferrari, Cilea, Puccini, Catalani und Ponchielli allesamt klingend und dem Verismo zuzuordnen, die Stücke aber meist aus unbekannt gebliebenen Opern.

Verwischte Konturen

Witzig und abwechslungsreich gestaltete sich der Auftakt mit Mascagnis Ouvertüre zu «Le Maschere», und schon hier zeigten sich die Qualitäten Santis. Nicht schneidende Präzision, sondern bewusstes Verwischen der Konturen ist sein Markenzeichen, das Ohrenmerk auf den Gesamtklang gerichtet, mit feinsten agogischen Nuancen. Dazu passte, dass er in der alten deutschen Orchesteranstellung mit den Bässen

links spielen liess, was nicht zu der pauschalisierenden Unterteilung von hohen und tiefen Registern führte.

Und Santi weiss, zumal mit den klang sinnlichen Tessinern, musikalisch zu erzählen. Das winterliche Schneerieseln in Catalanis Vorspiel zum 3. Akt von «La Wally», Puccinis fulminanter Hexensabbat aus «Le Villi» oder die sehnsüchtige Barkarole aus Mascagnis «Silvano», die an dessen «Cavalleria rusticana» erinnerte, die dann prompt als Zugabe gespielt wurde. Eine wohlthuende Abwechslung auch Ponchiellis «Il Convegno» für zwei Klarinetten op. 76, in welchem der Banda-Charakter des Bravourstückes gut zur Geltung kam. Den Schluss machte Ponchiellis Hitparadenstück aus «La Gioconda».